

Sehr geehrte, liebe Synodale,

sehr geehrte Mitglieder des Präsidiums!

Herzlichen Dank für Ihre Einladung, im Rahmen der Synodentagung zum Thema „1700 jüdisches Leben in Deutschland“ sprechen zu können!

Im Folgenden möchte ich Ihnen einen Überblick über die Beteiligung der Nordkirche am Festjahr geben und einige Momente meiner Ausstellung „ASCHKENAS. Jüdisches Leben in Deutschland“ highlighten, die Sie im Foyer und im Katalog anschauen können.

Im zweiten Teil meines Redebeitrags möchte ich nach 21 Jahren Tätigkeit als Beauftragte der Nordkirche für den christlich-jüdischen Dialog und ein gutes Jahr vor meinem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst ein kurzes Fazit ziehen.

I. Zunächst also zum Festjahr 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland.

Dass es jüdisches Leben in Deutschland gibt, wusste wohl mehr oder weniger jeder und jede, der oder die vor einigen Jahren die Ankündigung zu diesem Festjahr las. Aber die **Zahl** 1700 Jahre hat wohl doch die meisten überrascht, denn von jüdischem Leben in Deutschland ist öffentlich ja fast ausschließlich unter negativen Vorzeichen die Rede. Entweder es geht um Antisemitismus oder um einen Bezug zu den Verbrechen des Nationalsozialismus. Vom Judentum und seinem geistigen, religiösen, kulturellen, geschichtlichen oder aktuellen Reichtum erfährt man sehr viel seltener. Denn Judentum ist nicht nur eine Religion, sondern auch ein Volk und eine Kultur. Nur sehr wenige Mitglieder heutiger jüdischer Gemeinden würden sich als religiös bezeichnen. Dennoch sind sie jüdisch.

Aber wo erfährt man etwas von jüdischer Religion, Philosophie, Ethik und Kultur?

Bei der Konferenz der Kirchenkreisbeauftragten für christlich-jüdischen Dialog der Nordkirche war im Jahr 2019 Rabbiner Dr. Gabor Lengyel aus Hannover zu Gast. Es gäbe zwei Themen, so Lengyel, zu denen er grundsätzlich nicht sprechen würde. Das eine sei Antisemitismus und das andere Holocaust, denn beide hätten nichts mit Judentum zu tun. Er empfinde es nicht nur als Dilemma, sondern als Schmerz, dass der große Reichtum des Judentums meist von diesen beiden Themen verdrängt und überdeckt würde.

Diesem Dilemma wollte das Festjahr begegnen. Es knüpft an an die erste Erwähnung von Juden auf dem Gebiet des späteren Deutschland im Jahr 321 in Köln. Unter der Leitung eines eigens gegründeten Vereins und gefördert durch die Bundesregierung fanden zwischen 2021 und dem Sommer 2022 bundesweit zahlreiche Veranstaltungen statt, die jüdisches Leben unter unterschiedlichsten Aspekten bekannter machen sollten.

Abraham Lehrer, Mitinitiator des Festjahres und Vizevorsitzender des Zentralrats der Juden in Deutschland, zog im Juli eine positive Bilanz. Das Festjahr, das in Tausenden von Veranstaltungen jüdisches Leben in seiner Vielfalt und Lebendigkeit dargestellt habe, sei eine „überwältigende Erfolgsstory“. Sicher habe es (Zitat) „nicht

alle unsere Probleme lösen können: Der Antisemitismus ist nicht verschwunden und die offenen Fragen der Gedenkkultur sind nicht beantwortet.“ (Zitat Ende)

Da sind sie wieder, die Themen Antisemitismus und NS. Selbst der Mitinitiator des Festjahres kann dessen Erfolg nicht loben, ohne auf diese Themen zurückzukommen.

Dabei bin ich davon überzeugt, dass die beste Medizin gegen Antisemitismus die offene und unbefangene Begegnung mit gelebtem Judentum und mit jüdischer Kultur ist.

Etwa 200 Gemeinden der Nordkirche haben sich zum Auftakt des Festjahres an der Plakataktion „#beziehungsweise: jüdisch und christlich – näher als du denkst“ beteiligt. Sie, liebe Bischöfinnen und Bischöfe, haben die Aktion mit einem Begleitschreiben an alle Pfarrämter gemeinsam unterstützt. Dafür an dieser Stelle herzlichen Dank! Besonders wichtig scheint mir an dieser Aktion, dass Jüdisches (einmal ohne Skandal!) öffentlich sichtbar wurde in den Schaukästen unserer Gemeinden, und dass Christliches und Jüdisches in ihrer je eigenen Art nebeneinanderstanden – unterschieden, aber nicht im Streit.

Viele Kirchenkreis-Konvente haben das Festjahr zum Thema gemacht. Landauf, landab fanden in der Nordkirche zahlreiche Veranstaltungen statt, Musik und Religion, Vortrag, Film, Podien. Jüdische Themen sind ganz neu ins Bewusstsein der Gemeinden und Einrichtungen gerückt. Das ist ein Erfolg.

Mein Beitrag zum Festjahr bestand zunächst in der mit vielen Kooperationspartnern erarbeiteten Publikation „Jüdisches Hamburg“. Sie zeigt und erläutert so gut wie alle derzeitigen Orte jüdischer Geschichte und Gegenwart in der Hansestadt. Das aus meiner Sicht Wichtigste an dieser Publikation aber sind Ideen und Tipps für Unterrichtende, denn das Buch ist besonders für Schulklassen gedacht. Ein Beispiel: Am Ort der Synagoge Hohe Weide in Hamburg lautet eine Aufgabe: „Den Grundriss einer Synagoge, einer Kirche, einer Moschee zeichnen und sie vergleichen. Was sagt der Grundriss über die zentralen Inhalte der jeweiligen Religionen aus?“ An der Gedenktafel für die Irrfahrt der St. Louis lautet eine Aufgabe: „Flucht über das Meer damals und heute: Vergleich der beiden Fluchtsituationen“.

Überrascht hat mich, dass die an der Publikation beteiligten jungen Historikerinnen religiöse und kulturelle Aspekte des Judentums kaum in den Blick nahmen. Als Historikerinnen sahen sie das Thema Judentum verständlicherweise fast ausschließlich unter dem Gesichtspunkt des NS. Aber das ist m. E. für die pädagogische Vermittlung fatal. Wenn das Thema vor allem so vermittelt wird, ist es kein Wunder, dass die Bezeichnung „Du Jude“ auf Schulhöfen heute ein Schimpfwort geworden ist - ganz auf der Linie des Schimpfworts „Du Looser“.

Liebe Synodale, wir kommen mit der Vermittlung sowohl des Judentums wie der Geschichte nicht weiter, wenn wir sie nicht einbeziehen in den Horizont der Erfahrungen heutiger Schülerinnen und Schüler. Ihnen muss die Relevanz dieser Themen für ihre eigene Gegenwart erkennbar sein, u. z. selbstverständlich auch Jugendlichen mit Migrationshintergrund und aus einer anderen als der christlichen

Religion. Das Lernen muss an ihr Vorwissen, ihre Situation, ihre Erfahrungen anknüpfen und sie einbeziehen, sonst bleibt es irrelevant.

Die Vermittlung des Themas Judentum muss eine positive Identifikation erlauben, sonst erreicht sie das Gegenteil von positiv.

Die Ausstellung ASCHKENAS. Jüdisches Leben in Deutschland

Ob diese Vermittlung mit meiner Ausstellung „ASCHKENAS. Jüdisches Leben in Deutschland“ gelingen kann? Ich weiß es nicht. Auf insgesamt 19 Tafeln wird jüdische Geschichte in Deutschland von 321 bis heute gezeigt. Eröffnet wurde die Ausstellung im September 2021 in Wittenburg. Die folgenden Stationen waren Rendsburg, Schulensee, Hamburg-Eidelstedt, Neustadt i.H., Pinneberg, Kiel-Suchsdorf, Güstrow und jetzt HH-Schnelsen.

Die ersten drei Tafeln stellen die Anfänge Israels vom 13. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung bis zur Formierung des Rabbinischen Judentums in den ersten Jahrhunderten dar.

Wenn man sich einen ganz groben Überblick über fast 2000 Jahre jüdischer Geschichte in Deutschland verschaffen will, dann stellt man fest: Fast eintausend Jahre haben Juden in Deutschland in relativem Frieden mit ihren christlichen Nachbarn gelebt. Juden kamen mit der Ausbreitung des Römischen Reichs zunächst an den Rhein, dann in weitere Gebiete des späteren Deutschland. Dies wurde im jüdischen Sprachgebrauch des Mittelalters **ASCHKENAS** genannt. Diese Bezeichnung gab der Ausstellung ihren Namen: ASCHKENAS.

Vor allem drei Städte am Rhein, nämlich Speyer, Worms und Mainz, wurden zu einem Zentrum jüdischer Gelehrsamkeit, das bis heute für das Judentum weltweit von großer Bedeutung ist.

Grob eingeteilt, könnte man sagen: **Die Geschichte der Juden in Deutschland teilt sich in zwei Epochen: Die erste** reicht vom Jahr 321 (vermutlich früher, aber darüber haben wir keine Dokumente) bis zum Ende des 11. Jahrhunderts, konkret: bis 1095. Auf die Blütezeit des Judentums im 10. Jahrhundert folgt mit einem katastrophalen Einschnitt die **zweite Epoche**: Sie beginnt mit den Kreuzzügen 1095. Was dann kommt, ist finster: Auslöschung der meisten jüdischen Gemeinden am Rhein, Massenmord, Folter, Zwangstaufen, kirchliche Bestimmungen zur Diskriminierung der Juden, schließlich antijüdische Legenden und Pogrome in der Zeit der Großen Pest im 14. Jahrhundert, Vertreibungen der Juden aus allen Städten, die zu großer Verarmung der jüdischen Bevölkerung führte. Das geht so bis ins 16. Jahrhundert.

Während meiner Beschäftigung mit der jüdischen Geschichte wurde mir eins zunehmend deutlich, was ich Ihnen nicht vorenthalten kann: Es war vor allem die Kirche, die die Ausgrenzung der Juden aus der Gesellschaft des christlichen Abendlandes betrieben hat.

Das 4. Laterankonzil beschloss im Jahr 1215 u.a., dass Juden ihre Kleidung äußerlich sichtbar kennzeichnen müssen. Das Konzil von Breslau schrieb 1266 vor, dass Juden nicht Seite an Seite mit Christen leben dürfen, sondern nur getrennt von ihnen in bestimmten Bezirken der Stadt. Das belegt ja nur, dass man Jüdinnen und Juden bis dato nicht unbedingt von anderen Menschen unterscheiden konnte bzw. dass es ein tägliches Zusammenleben gab! (Kapitel 7, S. 22-24)

Fortan haben Jüdinnen und Juden durch zehn Jahrhunderte hindurch für alle Probleme des christlichen Abendlandes herhalten müssen, seien es soziale Krisen, Armut, Pandemien, Rivalitäten zwischen Kriegsparteien. - Antijüdische Legenden, von der Kirche befördert, gaben die Rechtfertigung für Verfolgungen, Vertreibungen, Pogrome und Hinrichtungen. In den meisten Fällen war das Motiv hierfür handfest materiell. Durch Vertreibung der Juden aus den Städten entledigte sich das christliche Bürgertum der ungeliebten jüdischen Konkurrenz. Schlug ein Schuldner seinen jüdischen Gläubiger tot, war er seine Schulden los.

Sehen Sie, ich wollte Judentum darstellen, hätte Ihnen gerne von der großartigen Institution der Chevra Kaddisha erzählt, der Beerdigungsbruderschaft, die sich im Judentum um alle Menschen kümmert, die von Trauer, Sterben, Tod betroffen sind und die Bestattung der Toten in die Hand nimmt. Oder von Rabbi Meir von Rothenburg, der im 13. Jahrhundert die einfache Stimmmehrheit in den Gemeinden durchsetzte und damit eine demokratische Struktur oder von der Etablierung des Landjudentums im 16. Jahrhundert.

Aber es ist nicht so einfach, beim Thema zu bleiben. Gerade hat eine Gemeinde sich gesettelt, da wird ein Kind vermisst. Umgehend werden Juden des Ritualmords angeklagt und die ganze Gemeinde vertrieben. Und wieder ein Neubeginn...

Die folgenden Kapitel der Ausstellung kann ich eben nur anreißen. Wichtig scheint mir: In dem Maße wie die Macht der Kirche abnahm, entwickelten sich die Idee von der Gleichheit aller Menschen und die Idee von der Emanzipation der Juden. Die Französische Revolution 1789-1799 brachte hier den entscheidenden Fortschritt. Auch junge Jüdinnen und Juden wurden von der Aufklärung erfasst. Das Judentum wurde ausgesprochen modern. Innerhalb weniger Generationen gelang ein Prozess umfassender Verbürgerlichung. Jüdische Familien konnten Armut und Not hinter sich lassen und am konjunkturellen Aufschwung des 19. Jahrhunderts teilhaben. Dabei hatte die Bildung für sie oberste Priorität.

Man möchte meinen, die **Aufklärung** habe endlich die vollständige Gleichberechtigung jüdischer Bürgerinnen und Bürger in Deutschland gebracht. Aber weit gefehlt! Eine vollständige bürgerliche Gleichberechtigung erfuhren Juden in Deutschland nur für ganze dreizehneinhalb Jahre, nämlich in der Zeit der Weimarer Republik. Welche unglaublichen Energien, innovativen bis hin zu avantgardistischen Entwürfen die kurzen Weimarer Jahre im deutschen Judentum freisetzen, davon geben die Portraits auf S. 49 nur eine ferne Ahnung. Wissenschaftlicher, kultureller und politischer Reichtum schossen gleichsam über Nacht empor wie Blüten in der Wüste nach dem ersten Regen. Und dabei ging es keineswegs nur um Religion. [Namen S. 49]

Gleichzeitig mit den Gedanken der Emanzipation aber entwickelte sich der Antisemitismus, sozusagen als der böse Zwillingsbruder des Gleichheitsgedankens. Die Erfolgsgeschichten deutscher Juden riefen die Antisemiten auf den Plan. Neid, Missgunst, Ablehnung der Moderne, Konkurrenz- und Minderwertigkeitsgefühle des Mittelstands, Furcht vor wirtschaftlichem Abstieg, alles mischte sich im Antisemitismus. Für Antisemiten waren die Juden der Inbegriff der verhassten Moderne, in der Geld und Effektivität mehr zählten als das Herkommen.

Als Reaktion auf den Antisemitismus und in Aufnahme des europäischen Konzepts vom Nationalismus hatte sich bereits am Ende des 19. Jahrhunderts unter osteuropäischen Juden eine neue Idee entwickelt. In seinem Buch "Autoemanzipation" schrieb der jüdische Arzt Leo Pinsker 1882 unter dem Eindruck landesweiter Pogrome im Russischen Kaiserreich: (Zitat) „Als Jude geplündert sein oder als Jude beschützt werden müssen, ist gleich beschämend, gleich peinlich für das menschliche Gefühl der Juden.“ (Zitat Ende) Nur die Juden selbst könnten die Lösung der Judenfrage erreichen nämlich durch Selbstbefreiung, indem sie sich als Nation wiederfinden dem Vorbild der europäischen Völker folgend. Die Idee des Zionismus war geboren, der „Rückkehr“ der Juden in ihre biblisch-historische Heimat, um dort als ein freies Volk zu leben. Dieser Hintergrund ist wichtig zu erwähnen, weil er bei fast allen Israel-Nahost-Diskussionen ausgeblendet wird.

Jedoch nur wenige der damals 560.000 Juden aus Deutschland wählten den Weg der Auswanderung. Selbst als das braune Unheil heraufzog, wanderte nur eine kleine Gruppe junger, idealistischer Jüdinnen und Juden aus. (S. 50-52) Die deutschen Juden waren so eng mit der deutschen Kultur und Sprache verbunden, dass Auswanderung für sie nicht in Frage kam. 165.000 von ihnen bezahlten ihre Liebe zu Deutschland und zur deutschen Kultur mit dem Leben. Etwa 55.000 deutsche Juden wanderten nach Palästina, dem späteren Israel, aus. (S. 37).

Im Jahr 1990 zählten jüdische Gemeinden in Deutschland noch 29.000 Mitglieder. Das Judentum hätte hier nicht überlebt, hätte es nach 1990 keine Zuwanderung aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion gegeben. Zwischen 1991 und 2004 kamen 220.000 jüdische Zuwanderer aus den GUS-Staaten. Etwa die Hälfte von ihnen schloss sich jüdischen Gemeinden an.

II. Damit komme ich zum zweiten Teil meiner Ausführungen, einem kurzen Fazit aus 21 Jahren in der Funktion als Beauftragte für christlich-jüdischen Dialog der Nordkirche.

Die Präambel der Verfassung der Nordkirche enthält folgenden Passus:

(Zitat) „Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland bezeugt die bleibende Treue Gottes zu seinem Volk Israel. Sie bleibt im Hören auf Gottes Weisung und in der Hoffnung auf die Vollendung der Gottesherrschaft mit ihm verbunden.“ (Zitat Ende)

Das ist ein großes theologisches Geschütz. Ich versuche, einfache Sätze daraus abzuleiten: 1. Die Nordkirche erkennt und anerkennt an, dass Gott von allem Anfang an und bis heute mit seinem Volk verbunden ist. Das heißt 2. Israel wie die Kirche, Juden

wie Christen haben eine je eigene Mission, einen Auftrag in der Welt. 3. Sie gestalten ihn auf unterschiedliche Weise, sind aber verbunden durch die Gebote und durch die Vision einer versöhnten und geheilten Welt.

In den vergangenen Jahren ist viel passiert. Ich nenne 12 Punkte:

1. Ich freue mich darüber, dass unsere bischöflichen Personen in ihren Sprengeln gute, ja freundschaftliche Beziehungen zu jüdischen Gemeinden und ihren Rabbinern haben. Freundschaft ist das menschliche Pendant zur Treue Gottes.
2. Alle Kirchenkreise der Nordkirche haben Beauftragte für christlich-jüdischen Dialog. Sie treffen einmal im Jahr zu Beratungen in einer gemeinsamen Konferenz zusammen.
3. In vielen Gemeinden sind jüdische Themen präsent. Es gibt Musik zwischen Synagoge und Kirche, Zusammenwirken bei Gottesdiensten, Vorträge, Ausstellungen, sogar Poetry Slams mit jüdischen Künstlern.
4. Viele Kirchengemeinden haben jüdische Gemeinden in ihren Räumen aufgenommen, solange diese noch keine eigenen Räume hatten, so z. B. in Pinneberg, in Lübeck, in Bad Segeberg und in Kiel. Daraus haben sich enge Beziehungen, teils Freundschaften entwickelt.
5. Auseinandersetzung mit Judenfeindschaft in Kirche und Theologie findet statt.
6. Geschichte wird aufgearbeitet. Hier verweise ich vor allem auf die beiden Ausstellungen von Dr. Stephan Linck „Kirche – Christen – Juden“ und „Neue Anfänge nach 1945?“ mit den entsprechenden Begleitbänden. Es müsste aber weit mehr erwähnt werden, z. B. gemeindliches Engagement wie in der Kirchengemeinde Bützow, nachdem die junge Pastorin an einer versteckten Stelle im Kirchraum auf ein antijüdisches Relief gestoßen war.
7. Auf kommunaler Ebene gibt es vielerorts Zusammenarbeit der Religionen an Runden Tischen, fast immer mit Beteiligung der Kirchen.
8. Judenmission ist glücklicherweise kein aktuelles Thema mehr in der Nordkirche. Die Ansiedlung des Referats für christlich-jüdischen Dialog bei einem Werk, das den Begriff „Mission“ im Namen trägt, war und ist allerdings für meine Arbeit eine große Belastung. Ich bin jedoch zuversichtlich, dass einem Nachfolger oder einer Nachfolgerin diese Belastung erspart bleibt.
9. Das größte Problem des Dialogs ist, dass auf dem Gebiet der Nordkirche nur sehr wenige Jüdinnen und Juden leben, nämlich etwa 5.500 registrierte Mitglieder jüdischer Gemeinden an 13 Orten zwischen Rostock und Flensburg, Schwerin und Hamburg. Mehr als 90 Prozent der Gemeindemitglieder kommen aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion, von wo sie kaum jüdisches Wissen mitbrachten. Als in religiösen Fragen kundige Person bleibt meist nur der Rabbiner selbst und vielleicht einige wenige weitere Personen. Die Kräfte der Gemeinden gehen vor allem in Sozialarbeit und Unterricht, Kultur und Fragen von Sicherheit.
10. Sorge macht mir der Bereich der Ausbildung. Im Sommersemester 2014 bin ich an der Universität Hamburg selbst in die Bresche gesprungen und habe einen Grundkurs Judentum unterrichtet. Es gab für das Thema in Hamburg keine Dozenten. Als ich einen rabbinischen Text verlas, der das Motiv des Mitleids beinhalte, erklärte mir ein Theologiestudent im 12. Semester, dieser

Text sei eine Fälschung, denn im Judentum gäbe es das Motiv des Mitleids nicht. Vor einigen Jahren musste ich mich intensiv mit einer Vikarin auseinandersetzen, die eine Kolumne veröffentlicht hatte, in der es vor antijüdischen Klischees nur so wimmelte. So schrieb sie z. B., im Judentum müsse die Sabbatruhe eingehalten werden, „selbst wenn es um Menschenleben geht.“ Das Gegenteil ist der Fall! Rettung von Menschenleben bricht die Sabbatruhe - ein jüdischer Grundsatz seit biblischen Zeiten. Ich hoffe, dies waren Einzelfälle, mache aber leider oft gegenteilige Erfahrungen. Meine Frage: Wo bleibt die Vermittlung von Grundkenntnissen zum Judentum im Studium der Evangelischen Theologie? Sie müsste in den Curricula fest verankert werden. Wir können uns Ignoranz nicht mehr leisten, intellektuell nicht, aber erst recht nicht in einer multi-religiösen Gesellschaft und schon gar nicht auf dem Hintergrund judenfeindlicher Theologie und Predigt der Kirche Martin Luthers. Ich bin sicher, dass die Auseinandersetzung mit jüdischer Theologie auch ein Riesengewinn für christliche Theologie wäre. Was heißt „Gesetz“? Wie entsteht eine Ethik des Alltags? Wie kann man eine echte Streitkultur erlernen?...usw.

Wenn allerdings der Trend anhält, dass sich junge Leute an Universitäten und in der Kirche fast nur noch auf die Themen Gender, Klima und Postkolonialismus fokussieren, während gleichzeitig das Wissen vom Judentum und die Sensibilität für Judenfeindschaft abnehmen, dann werden Juden auch bei uns bald keinen Schutz mehr finden vor dem in der Mitte der Gesellschaft angekommenen Antisemitismus.

11. Aus meiner Sicht wäre es wünschenswert, dass das Thema auch in der Vikarsausbildung einen festen Platz erhielte. Ich würde die Prognose wagen, dass unter den heutigen Vikarinnen und Vikaren der Nordkirche höchstens einer oder eine ist, der oder die mit dem oben zitierten Satz aus der Präambel etwas anfangen kann. Ich erwarte keine kritiklose Zustimmung, aber wenigstens eine Auseinandersetzung.
12. Die Ausbildung von Prädikantinnen und Prädikanten ist eine große Chance für unsere Kirche. Theologisches Grundwissen in konzentrierter Form zu vermitteln enthält aber gerade für die christlich-jüdische Thematik das Risiko schematischer Vereinfachung, die in unserer Tradition fast immer zu einer Verzeichnung des Judentums geführt hat. Ein Modul zu christlich-jüdischen Fragen sollte m. E. fest in das Curriculum der Ausbildung aufgenommen werden.

Kurz zusammengefasst würde ich sagen: Hinsichtlich der christlich-jüdischen Beziehungen und des christlich-jüdischen Themas sehe ich die Nordkirche gegenwärtig gut aufgestellt. Hinsichtlich der Zukunft und vor allem der Verankerung des Themas in der Ausbildung müssten m. E. jetzt neue Weichen gestellt werden. Die pädagogische Vermittlung des Themas Judentum darf nicht länger auf dem Weg eines Pflichtprogramms Erinnerungskultur geschehen. Sie muss positive Identifikation erlauben.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!

© *Hanna Lehming*